

Jiu-Jitsu bei der Berner Polizei

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **12 (1922)**

Heft 49

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-647866>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

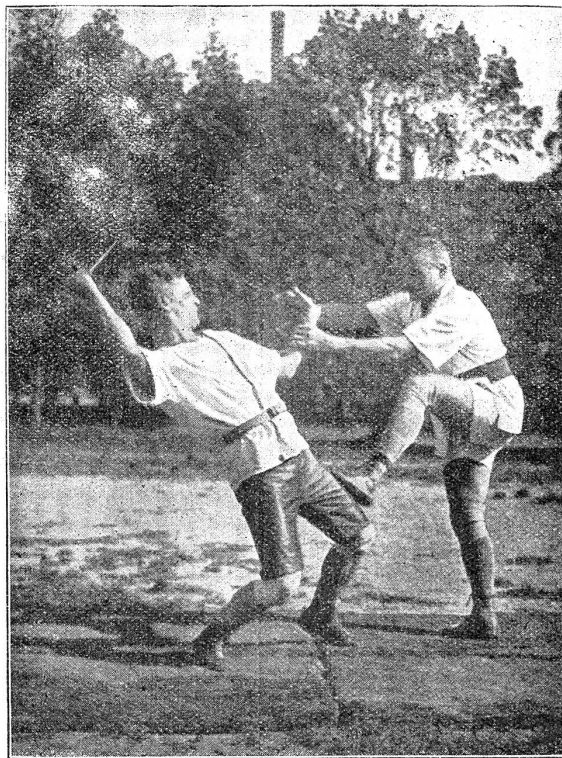
verschiedenen Längen werden in dieser Weise besonders gestapelt, und es wird streng darauf geachtet, daß die gleichen Sorten auch vom gleichen Kuli zur Neustapelung getragen werden, um Irrtümer zu vermeiden.

Die Bündel werden zum Schluß in die mit Tabakmatten versehenen Preßkisten gestapelt und bis auf 30 Cm. Dicke gepreßt, die Ballen genäht und schabloniert, die Partien mit der Bahn oder per Sampan auf dem Flusse nach dem Meere zu befördert, wo sie der Steamer im Schiffsraume verschwinden läßt, um mit ihnen die große Reise nach Europa antreten zu können.

Jiu-Jitsu bei der Berner Polizei.

Lieber Leser, solltest du etwa nicht wissen, was man unter dem Ausdruck „Jiu-Jitsu“ versteht, dann rate ich dir: Bestelle mit einer Postkarte Herrn Adolf Tobler, von Luženberg (Appenzell), Sportsmann und Globetrotter, gegenwärtig in Bern, zu dir, daß er dich aufkläre über die „sanfte Kunst“, von den Japanern Jiu-Jitsu genannt. Er folgt deinem Rufe ganz gewiß; denn er ist ein lebenswürdiger, netter Mensch, von weltmännischen Umgangsformen; obgleich eher klein von Gestalt — darin ein richtiger Appenzeller — läßt er aber auf den ersten Blick erkennen, daß er sich nicht auf die Hühneraugen treten läßt, sonst wäre er kaum so weit und so gut in der Welt herum gekommen; denn er ist tatsächlich bei den Japanern gewesen und zwar während mehrerer Jahre und hat dort viel gelernt. Und wenn du ihn fragst, was er gelernt, so erzählt er dir einleitend von den vielen Spießbuben und Verbrechern, die in den Großstädten herumlaufen und die einem unter Umständen recht unangenehm in die Quere kommen können. Dann läßt er dich freundlich ein, ihn energisch an der Gurgel zu packen, als ob du der Straßenräuber und er der freundliche Bummler wäre, der 10,000 Franken im Portemonnaie mit sich trägt. Du sagst: „Mit Vergnügen“ und willst ihn packen, aber du kommst nicht zur Ausübung deines menschenfreundlichen Verzinnens; denn im gleichen Moment greifst du mit abwehrender Gebärde zum schmerzenden Hals. Herr Tobler hat dir einen ein-

fachen „unschuldigen“ Griff gezeigt, mit dem du den rucklosen Angreifer augenblicklich wehrlos machst. Den „unschul-



Verteidigung gegen Messerangriff.

Instruktor Zahnd und sein Stellvertreter von der Berner Polizei.

digen“ Griff spürst du noch etliche Tage am Halse, aber der Schmerz vergeht dann tatsächlich, ohne daß du den Arzt konsultieren mußt. Herr Tobler zeigt dir gern noch etliche andere Handgriffe, aber ich denke, du wirst dich mit dem einen „praktischen“ Beispiel begnügen und dir nun an

Hand von Abbildungen das Weitere über die japanische Fechtmethode erklären lassen. Bekanntlich sind die Japaner Meister im Jiu-Jitsu und es kommt nicht so leicht einer an einen Meister dieser Kunst heran.

Herr Tobler hat wie gesagt diese Selbstverteidigungsmet. in Japan selbst studiert und ist nun in die Schweiz gekommen, um sich hier nützlich zu machen.

Zunächst bei der Polizei und verwandten Institutionen. So hat er kürzlich auch die Berner Stadtpolizei in einem 10-tägigen Kurs in die „Sanfte Kunst“ eingeführt. Der Polizist ist nämlich nach Herrn Toblers Meinung besser ausgerüstet für den Umgang mit Spießbuben, wenn er einen geschliffenen Säbel herumträgt; dieser kann unter Umständen auch dem abzufassenden Verbrecher gute Dienste leisten, wie das schon vorgekommen ist. Herr Tobler fand in dem als Schwinger und Turner bekannten Berner Polizisten Zahnd einen tüchtigen Schüler und er bildete ihn zum Instruktor des Jiu-Jitsu heran. Auch der berühmte Schwergewichtsweltmeister und Schwingerkönig Rob. Roth stand einige Zeit unter dem Training des Appenzellers.

Wie Herr Tobler uns sagt, hat er bereits auch vom Aargauer und Zürcher



Srontangriff (Verteidigung). — Ueberschlag des Angreifers.
Instruktor Zahnd und sein Stellvertreter von der Berner Polizei.

Polizeikommando den Auftrag zu einem Instruktionkurs erhalten und gleichermaßen habe sich die Eidgenössische Zollverwaltung entschlossen, ihre Grenzwächter im Ziu-Zitsu unterrichten zu lassen.

Es wird entschieden ungemütlich für die Leute der Langfinger- und Verbrecherzunft in der Schweiz. Wenn Herr Toblers Ideal zur Verwirklichung kommt, der jeden anscheinend harmlosen Spaziergänger mit der Selbstverteidigungskunst ausgerüstet wissen möchte, dann müßte es den armen Uebeltätern schlecht ergehen; es bliebe ihnen nur ein Ausweg übrig: die Auswanderung.

Aus dem alten Jennerhospital.

Von Ernst Bütikofer, Zürich.

Es sind nun dreißig Jahre her, seitdem ich unfreiwillig meinen Wohnsitz für einige Monate nach der Gerechtigkeitsgasse verlegen mußte. Ich war krank. Ich war ein Kind. Der Arzt verordnete Spital. Und da kam für mich nur das Kinderspital oder Jennerhospital an der Gerechtigkeitsgasse in Frage.

Ich erinnere mich noch gut an jenen Montag, wo mich meine Mutter hinbrachte. Denn damals durfte ich zum ersten Mal in meinem Leben Droschke fahren und wurde auch zum ersten Mal photographiert! Wie oft hatte ich meine Schwestern beneidet, die schon als kleine Kinder im Lichtbild verewigt wurden, während dem zehnjährigen Fiesel diese Ehre immer verjagt blieb! Bollenweider und Spital, das waren an jenem Tag zwei Gegensätze, die sich aufgehoben; so daß mir weder bei Bollenweider freudig, noch im Spital traurig zu Mute war.

Wie wir hineintraten, kam gleich der Albert auf uns zu. Albert war ein Knabe im gleichen Alter wie ich, mit anormal hoher Stirne, die zudem auf der linken Seite noch eine besondere kropfartige Erhöhung trug. „Ich habe einen Wasserkopf!“ meinte er zu uns. Der liebe Bärli ist dann wenige Monate später gestorben. Mir ist er ein lieber Freund geworden, trotz seinem beschränkten Geist, trotz seinen epileptischen Anfällen. Als seine Mutter von weit draußen auf dem Lande einmal zu Besuch kam und nicht mit Albert reden konnte, weil er bewußtlos in seinem Bettchen lag, da hätte ich mit ihr weinen können! Ueberhaupt waren wir Kleinen damals alle diese Freunde! Ich habe im spätern Leben keinen wiedergesehen. Es waren Spitalfreundschaften. Aber als solche köstlich und Licht im Krankensaal. Da war der Otto, da war der Konrad, der zweimal operiert wurde. Liebe Leidsgefährten!

Eine Operation war für uns immer interessant. Denn nach der Tat kam Schwester Margret immer mit einer ganzen Schüssel voll blutiger Instrumente zu uns und wir kamen uns wichtig vor, wenn wir ihr dann beim Putzen und Reinigen helfen durften! Das war doch einmal interessantere Arbeit, als das langweilige tagtägliche Bindewideln! Heute könnte ich so etwas nicht mehr tun. Es würde mir grauen. Ich sage es offen. Aber damals... Das waren eben noch andere Zeiten. Das waren Zeiten, wo die Neugierde jedes andere Gefühl überwog, wo man interessiert zusah, wenn ein Verband gewechselt wurde und eine tiefe häßliche Wunde oder gar ein ganz von Flammen zerfressener Körper zum Vorschein kam, wo uns der Anblick des Wasserpumpens aus der Brust mehr zusagte, als Wagner und Verdi in der dritten Potenz!

Die wichtigste Stunde des Tages war immer die, wo Doktor Stob (jetzt Professor) seinen Rundgang machte. Drei Gloden signale zeigten seine Ankunft dem ganzen Hause an. Immer hatte er für alle liebe Worte. Von Bett zu Bett ging er, Arzt und Mensch. Aber einmal lächelte ich ihn doch unter Tränen an: an jenem Tage, wo er scherzend sagte, am Montag würde ich nun auch operiert, der Schnitt werde ungefähr da hindurch gehen! Und mit diesen

Worten fuhr er mir mit der Hand hinter der rechten Ohrmuschel entlang.

Dann lag ich wirklich am Montag auf dem Operations-tisch und hatte auf einmal das verdammte Chloroform in der Nase. Da wollte ich die ganze Geschichte mit der rechten Hand entfernen und bemerkte erst jetzt, daß mir diese von Schwester Gritti gehalten wurde. Also die Linke! Aber diese hielt nun auf einmal Schwester Margret fest und sah mich so ungemein lieb an! Aber schließlich hat man noch Beine und Füße! Also los damit! Und da mußte ich feststellen, daß beide Beine mit Bindeln am Tisch festgebunden waren! Da ergab ich mich hilflos in mein Schicksal. Schwester Margrets liebes Gesicht war das Letzte, das ich sah. Dann fand ich mich wieder in meinem Bett, das ganze Gesicht verbunden, nur Augen, Nase und Mund frei. Als ich viele Jahre später drüben in Afrika die ersten verschleierten Araberinnen erblickte, fand ich sofort eine frappante Ähnlichkeit heraus zwischen den Schönheiten Mohammeds und meiner Wenigkeit nach der Operation. Vielleicht, daß mir gerade deshalb in der Folge die jungen Araberinnen so sympathisch geworden sind!

Langsam entpuppte sich der Fiesel, bei jedem Verbandwechsel wurden die Bandagen dünner und im Spiegel sah ich immer mehr wieder ureigenes Ich und immer weniger weiße Beigaben. Es kam der Tag, wo ich wieder aufstehen konnte. Wo ich wieder am Fenster sitzen durfte.

Das neue Jennerhospital ist gewiß moderner, hygienischer, monumentaler. Es stellt sich zum ehemaligen Notbau an der Gerechtigkeitsgasse wie die schmucke Villa zur Strohhütte. Aber etwas bot uns doch das alte Spital, etwas, um das uns die jetzigen Patienten im Neubau wohl beneiden können. Das war der Blick in die Welt. Denn für uns Kinder waren Bäume, Sträucher, Gärten und Berge keine Welt. Wir lebten nach pulstierendem Leben. Das vermittelten uns die Fenster gegen die Gerechtigkeitsgasse hin. Sie bedeuteten für uns das große Erfassen der Welt. Dort sahen wir Stundenlang und ließen das Straßenleben an uns vorbeigehen. Immer bot es uns neue Abwechslungen, wie ein Kaleidoskop. Die Gerechtigkeitsgasse ist mir damals recht lieb geworden. Oft ging einer meiner Mitschüler vorüber, erkannte mich, und rief ein fröhliches „Salü Büteli!“ hinauf. Das war dann ganz besondere Freude!

Auch der Bärli mit dem großen Wasserkopf war ein eifriger Beobachter des Straßenlebens. Und dazu noch ein Philosoph. Einst meinte er:

„Erst, es geit all Tag e Droschge uche u e Droschge ache u d'Lit hoche dinne u mache nüt!“

„He, Bärli, was solle si de mache?“

„Chöi si de nid liesme?“

Schade, daß Bärli gestorben ist! Mit solchen Ideen hätte er gewiß im hektischen Zeitalter auch mitarbeiten können an den großen Fragen der rationellen Zeitausnutzung!

Bluturteile und Intrigen.

Von den eigentlich wichtigen Verhandlungen in Lausanne erfährt die Öffentlichkeit nichts. Es handelt sich scheinbar um die Programme, welche Türken und Russen einerseits, die Alliierten andererseits aufstellen, um die Bedingungen, unter welchen die gegnerischen Lager Frieden schließen wollen. In Wahrheit aber marktet man um die materiellen Vorteile, welche die europäischen Mächte bei dem Friedensgeschäft herausziehen wollen, und diese Vorteile kreuzen sich in verschiedener Hinsicht. Die Franzosen erwägen Folgendes: Je stärker die Türkei politisch und wirtschaftlich bleibt, desto sicherer sind die dort angelegten französischen Milliarden. Man hat so viel Werte in Rußland verloren, man hat so wenig Aussicht, aus Deutschland jemals etwas Wirkliches herauszuholen, also muß man